Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 18 (1928)

Heft: 14

**Artikel:** Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-637988

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern - Telephon Bollwerk 33 79

## Frühling. (Den Blinden zu Oftern.)

Von Ernst Ofer.

In kable Stuben dringen Sonnenfluten. Sie wogen um die schlanken Weidenruten, Gesteckt schon für der Körbe starke Wände Und wartend auf der Blinden flinke bände. Die Uhr schlägt acht. Da kommen sie geschritten, Mit raumvertrauten, festen Alltagstritten, Als ob sie schauten mit den leeren Augen Das Werk, zu dem sie, die Enterbten, taugen. Run steht ein jedes schon an seinem Tisch. Greift in die Weidenruten keck und frisch. Bald rundet sich des Korbes feste Wand. So fest geslochten, wie von andrer hand. Da spüren sie der Morgensonne Sluten, Und schmeichelnd legt die hand sich um die Ruten, Liebkosend gleichsam, und wie Lenzesminne Umfängt es jest der Blinden helle Sinne: "Die jungen Gerten von den Weidenbäumen, Ob sie nicht auch vom nahen Frühling träumen?" So flüstern sie . . . Sie sehn am Wiesenbach Das erste, zarte Grün, das allgemach Die Wipfel ziert, die Gärten und die Matten. Sie sehn die Veilchen und die gelben, satten Primeln am hang. Sie schaun den himmelsbogen, Der weiße Wolkensegel aufgezogen. Das Lied der Vögel jubelt an ihr Ohr Und zaubert ihnen Lust und Wonne vor. Sie hören frohe, leichtbeschwingte Worte. Sie ahnen, wie so manches herzens Pforte Sich liebend auftut einer Seligkeit In dieser wonnesamen grühlingszeit.

Um ihre herben Lippen wirbt ein Lachen . . . Der Blinden Seele zieht auf leichtem Nachen Dorthin, wo Lenz und Sonne die umfangen, Die oft so kalt durch Licht und 6lück gegangen. Ob auch ihr Auge ringsum Schönes schaute Und ihnen doch ein weiter himmel blaute. "Morgen ist Ostern!" denken jene Blinden. Sie können keine bunten Kränze winden Aus Grün und Wiesenblumen, und doch sehen Im Geiste sie die Erde auferstehen. Sie hören schon das hallende Frohlocken. Weit über Stadt und Land, der Ofterglocken. Welch' eig'nes Glück! Die Augen, die nicht schauen. Sie wissen ihre Bilder aufzubauen. Wenn Licht und Lenz das Osterfest umsäumen. Will ihre Seele mit den Andern träumen, So schenkt der Schöpfer jenen Weidenruten Des Frühlings warme, helle Sonnenfluten. Und wenn die Gerten zum Geflecht sich biegen, Wenn kluge hände sie zu Körben schmiegen, Dann ist dort eine Wonne eingeflochten, Wie nimmer andre es zu tun vermochten. So birgt der Weidenkörbe Alltagshabe Der Blinden schönste, lichte Lenzesgabe: Ihr ungeschautes blück. Und wer es fände. Dem wird es zur geweihten Osterspende! Du gibst uns Ostern, das wir schauen dürfen. herrgott, hab' Dank! Laft uns nach Liebe schürfen.

# Der Vogel im Räfig.

Roman von Lifa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Frau Attinger trat zu ihrem Sohn. Er faß wie immer an seinem Fenster und lauschte auf das summende und bluhende Leben in seinem Garten. "Und unten rauscht das Leben mir vorbei. Und unten rauscht das Leben mir vorbei." ..... Schwer sanken die Lider über seine armen Augen, er seufste.

"Johannes, ich habe dich lange nicht seufzen hören", sagte seine Mutter und legte ihm ihre warme Hand auf die Schulter. "Fehlt's an Kraft, etwas Schweres zu tragen, Lieber?" "Ach, Mutter."

Nach Licht und Glück. Dem Guten laß' uns leben

Und es den Blinden vollen herzens geben!

"Ja, ja, ich weiß schon. Wir wollen darüber feine Worte machen."

"Doch, Mutter. Ich habe es nötig, daß du mit mir darüber redest. Ich kann's allein nicht durchleben."

"Ach, Iohannes, ich habe es kommen sehen und mich gefürchtet vor der Erkenntnis. Rannst du diese — deine — diese Liebe nicht Gott darbringen?"

"Glaubst du, ich hätte es nicht versucht, Mutter? Aber nie in meinem Leben habe ich so gefühlt, wie sehr ich ein Mensch bin als gerade jett. Alles was ich tot und ver= modert glaubte, tobt in meinem Bergen. Reid, Gifersucht — auf wen, Mutter, auf wen habe ich das Recht eifersüchtig gu fein? Auf den Staub, den ihr Fuß berührt, auf die Blätter, die von den Bäumen über sie fallen, auf das Buch, das sie liest, auf ihren Freund — ach, Mutter, es ist eine Güte Gottes, daß ich von keinem weiß, den sie liebt. Wenn du mich sehen könntest so wie ich jest bin, gefangen und gefesselt, die Seele gang umwunden von Begehren und Wünschen, gang eingeengt, und nicht mehr der freie Mann, der ich war. Manchmal meine ich erstiden zu mussen, als stehe ich auf dem tiefsten Meeresgrund und alle die Wasser bedrängten mich. Ja, Mutter, die Wasser der Trübsal sind wuchtig und haben große Macht. Ich stehe unter ihrer Gewalt, kannst du mir nicht helfen?" Er lehnte seine Stirne an seine Mutter, die, ohne sich zu rühren, neben ihm stand. Ein unerhörter Schmerz faßte sie an. Als sei sie selbst es und nicht ihr Sohn, der an dem ewigen Weh der Mensch= heit trug. Sie streichelte sein Saar immer wieder.

"Johannes, versuche es dennoch, Gott deine Liebe dar= aubringen. Sage dir nicht: Ich bin blind und muß auf Liebe verzichten, ich soll nicht lieben dürfen. Sage dir: Gott gab mir diese Liebe ins Herz, damit ich meine Mit= menschen besser begreifen lerne, damit ich sie trösten kann, wenn sie einstmals zu mir kommen und mir gleiches Leid flagen. Er wollte, daß ich diesem Mädchen begegnen sollte, damit ich mein Leben lang wisse, was Schönheit ist, du hast mir gesagt, du fühlest Rahels Schönheit, als ob du sie sähest — er gab mir das unendlich feine Gefühl, mit der meine Seele andern begegnen kann. Und wollte Gott mir nicht ihre Liebe geben, so wollte er, daß sie mir ihre Freundschaft schenke, gab mir ihr Mitgefühl, ihre Berehrung. So mußt du Gott verstehen, Lieber. Es ist nicht so leicht, du bist ein Mann. Ich weiß es, was es sagen will. Wo ist deine Rraft? Wo ist dein Glaube, daß alles, was geschehe, gum Besten geschehe? Wo ist beine Demut, die sich so oft gesagt hat: Warum solltest gerade du ohne Schmerz durch das Leben geben dürfen?"

"Mutter, du weißt nicht, wie alles in mir nach ihr drängt, und wie ich meine Hände fesseln muß, daß sie nicht nach ihrem Kleide greifen: Bleib Nahel, bleib."

"Doch, Iohannes, wie sollte ich es nicht wissen? Ich bin jung gewesen und habe geliebt."

"Aber, Mutter, du hattest Waffen, für deine Liebe zu streiten, ich habe keine."

"Liebe geht vorüber, Liebe wandert. Auch Rahels Liebe würde, liebte sie dich jetzt, wandern, fort von dir. Und dam?"

"Ja, ja, Mutter, ich weiß es, das alles sage ich mir selber. Aber nur einmal, nur ein einziges Mal sie in meinen Armen halten..."

"Ach nein, Iohannes, da lügst du dir etwas vor. Biel schwerer wäre es nachher. Hebe deine Liebe zu Gott. Willst du es versuchen? Singabe an den Willen Gottes, Kind, vergiß nicht, daß das alles ist. Das Schwerste hast du überwunden, deine Blindheit... und nun..."

"Nein, nein, nein, Mutter, es war nicht das Schwerste. Es war leicht, kinderleicht, gegen die Qual der Liebe, die mich jetzt erfüllt."

"Ach, mein armer Iohannes, so will ich neben dir stehen. Bielleicht gelingt es uns beiden zusammen, das Opfer zu bringen."

Iohannes schwieg. Er war sehr blaß. Nach einer Weile strich er mit der Hand über die Rosen, die vor ihm standen. Ein süßer Duft zog über ihn hin. Er lächelte. Sein Geslicht glich dem eines Märtyrers. Seine Mutter sah ihn lange an.

"Bringe das Opfer, Iohannes", flüsterte sie. "Und Gott wird in deiner eigenen Brust wohnen." Sie setzte sich in den Stuhl, der dem von Iohannes gegenüberstand. Die Sonne sank. Schwüle, gewitterschwere Wolken bedrängten sie. Graue Dunstkreise zogen vor ihr vorüber. Blutrot glänzten die Fensterscheiben in ihrem Schein. Endlich sank sie und hinterließ fahle Dämmerung.

"Dank sei Gott", dachte die Mutter, "daß sie morgen ihre Auferstehung feiert." — — — — — — — —

Sorgsam führte Rahel Iohannes den Weg entlang, den sie so oft gingen, und der zum Wald führte. Es war Mittwochnachmittag, und beim Mittagessen hatte Adeline gesagt: "Seute findet dein Spaziergang mit Herrn Attinger statt. Ich bitte dich, dich französisch mit ihm zu unterhalten, er spricht es wie Deutsch seit seiner Kindheit."

"Wenn es sich so gibt, Tante Adeline", sagte Rahel. "Johannes" —

"Es ist mit unangenehm, du weißt es, daß du diesen fremden Mann bei seinem Namen nennst. Ich möchte dich bitten, ihn bei seinem Familiennamen zu nennen."

"Ad, Tante, wir sind so gute Freunde. Es würde ihm weh tun."

"Er hat sich daran zu gewöhnen", sagte Adeline.

"Nein, Tante, ich möchte ihn weiter Iohannes nennen." "Du kennst meinen Wunsch und willst ihn nicht umgehen wollen."

"Doch, Tante, bitte, bestehe nicht darauf. Ich kann Iohannes das nicht zuleide tun."

"Wie du willst, Rahel", sagte Frau Betitpierre, und ihre Augen verdunkelten sich. "Dann hast du auf den Opernabend morgen zu verzichten. Willst du nicht tun, was ich wünsche, so tue ich auch nicht, was dir Freude macht."

"Ich will auf die Oper verzichten", sagte Rahel sogleich, obgleich sie sich sehr darauf gefreut hatte. Berstimmt ah man weiter, und verstimmt ging man vom Tisch. Ottilie hatte von einer zur andern geblickt, ein paar Mal den Mund geöffnet, als ob sie etwas sagen wollte, doch schwieg sie. Abelines Jorn wurde aufs heftigste erregt, wenn Ottilie Rahels Partei nahm. Sie verlangte aber, daß die Berwandte sie unterstüße, jedesmal, wenn es galt, Rahel ins Unrecht zu sehen. So saß sie bebend zwischen ihrer Tochter und ihrer Brotgeberin. Meist achtete weder die eine noch die andere besonders auf ihr Mienenspiel, das ohnehin sich in durchaus bescheidenen Grenzen hielt, denn auch unbewußt wagte sie nicht, sich zu geben wie sie war.

Abeline trug es Rahel lange nach, daß sie nicht sofort auf ihre Bitte, die den Befehl in sich trug, eingegangen war und ließ es an scharfen Antworten und Sticheleien nicht fehlen. Jung, wie Rahel war, fümmerte es sie wenig, besonders da sie sich ohne weiteres im Recht glaubte, denn sie sah nicht den leisesten Grund, ihren Freund nun plötzlich als Fremden zu behandeln, und einem Befehl, den sie nicht begriff, zu gehorchen, lag nicht in ihrem Wesen.

Zur gewohnten Stunde stand Iohannes vor der Türe, und Rahel ließ ihn nicht warten.

Langsam gingen die beiden auf dem breiten, roten Waldweg, auf dem die schwarzen Schneden nahenden Regen anstündigten.

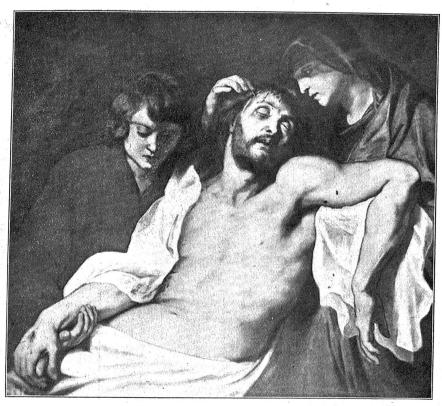
"Du bist so schweigsam, Rahel", sagte der Blinde

"Es ist so schön im Walde. Mich überstommt jedesmal ein Gefühl, als sei ich selbst gar nicht da, als sei ich aus mir selbst entflohen und habe mich nur einer großen Stille in mir zu beugen, oder in mich aufzunehmen, was um mich ist und

mich fromm macht. Weißt du, Iohannes, es ist ein ganz heiliges Gefühl." Iohannes teilte es in demselben Augenblick. Auch ihn überkam eine Losgelöstheit, die ihn wie laue Wellen bekänftigend umbag und sein Weh milberte, trozdem er an Nahels Hand ging und ihre Nähe atmete. Sie redeten kaum. Hie und da zeigte Rahel mit leuchtenden Augen auf ein Eidechslein, das huschend vorüberraschelte, oder auf eine silberne Blindschleiche, die sich durch das Moos wand.

Johannes freute sich an jedem Laut, an jedem gludlichen Wort, das Rahel ihm gönnte, hörte mit Singabe auf das weiche Schreiten neben sich und hielt sein Berg fest in seinen Sänden. Tropdem mußte er sich in plöglich aufwallendem Gefühl Gewalt antun, Rahels Sand nicht an seinen Mund zu reißen und ihr nicht, mitten in der Beimlichkeit des Waldes, zu Füßen zu fallen. "Nur fein Unrecht tun, nur kein Unrecht tun", sagte er beständig vor sich hin. "Gib acht auf dich, gib acht." Es war ein qualvolles Geben, so swischen Freude und Trauer, zwischen Berlangen und Entsagen, zwischen Sohem und Riederm. Rabel ging arglos neben ihm, forgsam alles umgehend, was den Blinden batte verlegen konnen, oder gum Stolpern bringen. Sie übersah feine Baumwurzel, die über den Weg froch, feinen harten Halm, feine dornige Staude. Daß ihr Freund nicht war wie sonst, merkte sie wohl, doch schrieb sie es der Trauer Bu, den herrlichen Wald um sich zu wissen, den Sarzduft zu atmen, die Bogel zu hören, die Stille in sich aufzunehmen, aber alle die Herrlichkeit, die der Wald barg, nicht sehen zu können.

"Es ist schwer für dich, Iohannes", sagte sie mit ihrer klangvollen Stimme, "ich weiß es wohl." Dunkles Rot überflutete ihn, denn er hatte beinahe mit den gleichen Worten in demselben Augenblick seines Schmerzes gedacht.

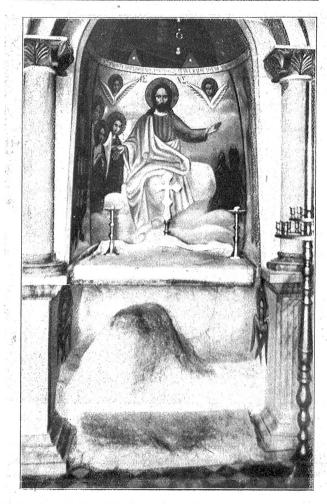


Peter Paul Rubens: Der tote Beiland von Johannes und Maria betrauert.

"Ich habe dir Waldlieder mitgebracht", fuhr sie fort. "Dann ist es, als sähest du, was ich sehe. Du kannst nicht mehr traurig sein, wenn du sie hörst." Sie holte ihr Buch aus der Tasche und zog Iohannes leise auf das Moos herab. Unbekümmert warf sie sich neben ihn und las. Ohne einen Laut hörte der Blinde gu. Plöglich barg er sein Gesicht in seinen Sänden und schluchzte, und als Rabel anast= voll und mitleidig seinen Arm faßte und selbst die Augen voll Tränen hatte, rief er: "Nein, Rahel, nein, rühre mich nicht an, ich kann's nicht ertragen." Rahel fuhr zurück. Was war das? Ihr Serz flopfte heftig, und sie fühlte, wie ihr das Blut unter die Haare stieg und wie ihr Gesicht brannte. In diesem einzigen Augenblick hatte sie erkannt, unter welchem Leid Johannes litt. Eine sonderbare Scheu ergriff sie, eine Art Furcht und Angst vor ihm, Mitleid und mütterliche Trauer gugleich. Aber das Antlit der Liebe enthüllte sich ihr nicht.

Lange weinte der Blinde. Rahel hatte ihr Buch in die Tasche gesteckt und wartete. Endlich sagte sie, leise mah= nend: "Iohannes!"

"Berzeih, Rahel", sagte er. "Du sollst mich nie mehr weinen sehen." Er stand auf. Rahel griff nach seinem Handsgelenk und führte ihn so — er war an ihre warme Hand gewöhnt — nach Hause. Der Wald rauschte tröstend, der See plätscherte klingend und leise, die Pappelblätter in der Allee raschelten reizvoll, und Rahels Füße gingen neben ihm. Er hörte es nicht. Er wußte, daß er hatte Abschied nehmen müssen von der harmlosen, liebevollen, stolzen und enthusiastischen kleinen Rahel, die neben ihm ging, nicht mehr mit ihm. Wollte er sie behalten, mußte er mit Gott ringen, daß er seine Seele stille und seine Liebe wunschslos machte. —



Die Codesangst Christi-Grotte im Cal Josaphat am Oelberg. Sie ist das einzige helligtum, das sich noch im ursprünglichen Zustand befindet. Die nachten Selswände und Ceile des steinigen Bodens sind ohne jeden Mörtelanwurf noch wie zu Zeiten Christi. Infer Bild zeigt den hauptaltar der Codeseangstgrotte mit den kahlen Selsen unterhalb.

Als Rahel wiederkam zur gewohnten Stunde, klang ein Ton der Entfremdung in ihrer Stimme mit.

"Das ist lieb, Rahel", sagte der Blinde ruhig, "daß du so regelmäßig kommst und mich nie im Stich lässest. Ich danke dir dafür."

"Und auch ich danke Ihnen, liebes Fräulein Rahel". sagte Iohannes' Mutter. "Ganz gewiß wird Sie der liebe Gott schon darum allein nie im Stich lassen." Mit seisem Erstaunen und erleichtert sah Rahel auf. Sie hatte sich also getäuscht damals im Wald. Er hatte um des Waldes willen geweint. Sie atmete auf.

"Ad, Iohannes, ich komme ja so gerne." Es war der alte, vertraute Ton. Iohannes lächelte schmerzlich. (Fortsehung folgt.)

## Ewiges Leben.

Aus einer Ofterpredigt von B. Pfifter.

Es gibt ein ewiges Leben! ruft der Auferstehungstag Christi in die Welt hinaus, in die Menschenselen hinein. — Und wenn Tausende jetzt stürmisch Beweise, Beweise, Beweise verlangen, so läßt sich Ostern zunächst gar nicht ein auf dieses bekannte, fruchtlose Disstutieren und Disputieren der Menschen über höchste und letzte Dinge und Fragen. Gott ist—, mögen es die Menschen glauben oder nicht. Das ewige Leben ist —, mögen es die Menschen glauben oder nicht.

Christus lebt -, mogen es die Menschen glauben oder nicht. Die Sonne strahlt, ob die Menschen sie sehen oder nicht. Der Monte-Rosa steht da in majestätischer Pracht, auch wenn der Fuß keines einzigen Wanderers ihn betritt. Die Missa Solemnis von Beethoven leuchtet als erhabenstes Runftwerk, ob die kleinen Menschlein fritisieren oder loben. Gott fragt nicht uns, ob er sein durfe. Christus fragt nicht uns, ob er der Auferstandene, der Lebendige sein durfe. Das ewige Leben fragt nicht uns, ob wir mit unserer Philosophie es für seiend oder nichtseiend erklären. Zweifle, wenn du willst, an allem, an den sichtbaren und den unsichtbaren Dingen; zweifle daran, ob Napoleon, ob Luther, ob Plato je gelebt haben; zweifle, ob New York tatfächlich eine Stadt in Nordamerika sei. Dein Zweifel wird die Wirklichkeit an feinem Buntte und Bunktlein umgestalten. Das, was ift, das ist, ob dann alle die Menschengehirne es glauben, es gestatten, es bejahen oder nicht.

So wage ich, in dieser Osterstunde, uns alle zunächst ohne menschliche Beweise zu beugen unter die Wahrheit: Es gibt ein ewiges Leben; du hörst nicht auf, wenn dein Auge im Tode bricht. Diese Botschaft vom ewigen Leben ist ausschreckende Gerichtstunde für diesenigen, die die heute nur ihr niederes Leben in Sünde, Genießen und Selbstsucht pflegten. Diese Botschaft vom ewigen Leben sei Trostfunde für alle, die über den Tod ihrer Lieben nicht hinwegkommen können. Diese Botschaft vom ewigen Leben sei verheißungsvolles Geheimnis für die, welche in ihrem bisherigen Dasein schon etwas empfangen und errungen haben vom Sieg über die fleischlichen Riederungen, vom Geiste Jesu, vom Frieden Gottes.

Mit dieser letzten Erkenntnis berühren wir nun doch die Beweisfrage für das ewige Leben. Warum gibt es so viele Menschen, die gerade am Grade Zweisler sind, die gerade an dem Punkte, da die Welkanschauungen sich scheen, zum Unglauben sich entschließen? Ich meine, der tiesste Grund des Zweisels am ewigen Leben liegt nicht in Verstandesbedenken, in naturwissenschauung, das die Welk-anschauung, deren er selber wert ist, die seinem Wandel entspricht. Ieder besitzt die Theorien, die der Praxis seines inneren Lebens entstammen.

Ein Freund hat mir erzählt: Mir geht es eigentüm= lich mit meiner Chriftenhoffnung, mit meinem Ewigkeits= glauben. In den Zeiten, da ich von dem niederen Ich mich in die Tiefe ziehen lasse und in den Tälern der Gottes= ferne und der Gleichgültigkeit dahingehe, verblagt und verschwindet auch völlig meine Christenhoffnung. So oft ich praftisch am Sichtbaren hafte, bin ich auch theoretisch. im Denken und Glauben, vom Sichtbaren unterjocht. Dann aber, wenn wieder ein boherer Geist in mir zu wirken beginnt, wenn ich aus der Zersplitterung zu mir selber und zu meinem Gott komme, wenn ich auf Sieg und auf Gehörsam, auf völlige Singabe in Gottes Führung meinen Willen richte. dann — wunderbar — kann ich, muß ich an die Ofterbot= schaft glauben, dann ift mir Jesus nicht mehr der tote, vergangene, sondern der lebendige, gegenwärtige; Gott nicht mehr der ferne, sondern der nahe; ich schaue dann meine Mitmenschen nicht mehr als physische, sondern als geistige, gottentstammte Wesen. Ja, so oft und so lange ewiges Leben in mir ist, ist mir das ewige Leben nach dem Tode die selbstverständlichste aller Wahrheiten. Aber diese Gewißheit schwindet in dem Maße, als ich am inwendigen Menschen Rüdschritte mache.

Ein französischer Schriftsteller soll mit den Worten dem Tode entgegengegangen sein: "ich sterbe, ohne eigentlich geslebt zu haben." Wie, wenn du heute abberufen würdest, müßtest du vielleicht klagen, schreien: "Ach, ich sterbe ohne wirklich, im tiefsten Sinne des Wortes gelebt zu haben."